



**Michael Hagner**  
**Der Hauslehrer**  
**Die Geschichte eines Kriminalfalls**  
**Suhrkamp Verlag**  
**Berlin 2010**  
**ISBN 978-3-518-42204-5**

Textauszug  
S. 7-15 / 228-233

## Ein Junge stirbt

Im Juni 1902 suchte das Berliner Bankiersehepaar Rudolf und Rosalie Koch einen Hauslehrer für seine beiden jüngsten Söhne. Der dreizehnjährige Heinz Koch war kurz zuvor aus dem thüringischen Internat Haubinda entlassen worden, sein zwei Jahre jüngerer Bruder Joachim machte trotz Nachhilfelehrer kaum Fortschritte in der Oberrealschule. Die Eltern erwarteten vielleicht keine glänzenden schulischen Leistungen von den beiden Jungen, aber daß die bisherigen Bemühungen so wenig hatten ausrichten können, beunruhigte sie nicht nur, sondern beschämte sie auch. Die Vorwürfe an die Adresse der Kinder lauteten: Faulheit, mangelnde Motivation, Müßiggang, Unzuverlässigkeit und geistige Trägheit.

Im selbstbewußten und stolzen deutschen Bürgertum der Jahrhundertwende stellte man sich die Entwicklung der Kinder anders vor. Die mehr oder weniger vorherbestimmten Lebensentwürfe sahen in Bankierskreisen vorzugsweise so aus, daß die männlichen Nachkommen nach dem Gymnasium eine Karriere in der Wirtschaft, im Staatsapparat oder im Militär anstrebten, während die Töchter sich auf eine angemessene Heirat vorbereiteten, ohne jede Aussicht, durch den Besuch des Gymnasiums oder gar ein Studium einen anspruchsvolleren Beruf zu ergreifen. So war es bei den älteren Kindern der Kochs abgelaufen, und auch das Ehepaar selbst entsprach diesem biographischen Muster.

Rudolf Koch, 1847 in Braunschweig als Sohn eines angesehenen protestantischen Staatsanwalts geboren, konnte eine vorbildliche bürgerliche Laufbahn vorweisen, die geradezu exemplarisch für den raschen Aufstieg Deutschlands zu einer Weltmacht war. Er hatte auf ein Universitätsstudium verzichtet, um das Bankgeschäft von der Pike auf zu erlernen. Kurz nach der Gründung der Deutschen Bank 1870 in Berlin wurde er dort als Prokurist angestellt, fungierte als rechte Hand des Bankgründers Georg Siemens und bekleidete bereits 1878 einen Sitz im Vorstand der Bank. Zu dieser Zeit war er mit der vier Jahre jüngeren Marie Seele verheiratet, einer ebenfalls aus Braun-

schweig stammenden Bürgerstochter, die dem aufstrebenden Bankier fünf Kinder gebar, bevor sie 1886 plötzlich verstarb. Schon ein Jahr später heiratete Koch Maries jüngere, 1854 geborene Schwester Rosalie, die wiederum von dem renommierten Berliner Chirurgieprofessor Max Schüller, mit dem sie eine Tochter hatte, geschieden war.<sup>1</sup> Sechs Kinder kamen aus den beiden Ehen zusammen. Als die Eltern einen Hauslehrer für Heinz und Joachim suchten, waren die meisten ihrer älteren Kinder bereits aus dem Haus. Kochs Söhne aus erster Ehe, Karl und Friedrich, lebten im Ausland. Der eine war als Angehöriger des Militärs an der deutschen Botschaft in Konstantinopel angestellt, der andere studierte Rechtswissenschaften in Oxford. Die beiden älteren Töchter, Ilse und Gertraud, waren standesgemäß verheiratet und lebten in Wannsee bzw. Quedlinburg. Nur die jüngste Tochter, Therese Rosalie, befand sich noch im Elternhaus. Rosalie Kochs Tochter aus erster Ehe war mit dem erheblich älteren Ferdinand Bugge verheiratet, der zu jener Zeit Gemeindeverordneter in Steglitz war.

Die Kochs gehörten zu den wohlhabendsten und angesehensten Familien Berlins. Rudolf Koch war ein einflußreiches Mitglied der Berliner Hochfinanz, also jener Kreise, in deren Händen die Organisation des Wirtschaftslebens und der Finanzströme des Deutschen Reichs lagen. Seit 1901 amtierte er sogar als Vorstandssprecher und Direktor der Deutschen Bank.<sup>2</sup> Eine glänzende Karriere, und doch: trotz seiner über dreißigjährigen Tätigkeit in zentraler Funktion ist über Kochs Persönlichkeit und seine Rolle in der schon damals wichtigsten Bank Deutschlands nur wenig bekannt. Er war zuständig für den Innenbetrieb des Hauses, den Ausbau des nationalen Filialsystems sowie das inländische Kredit- und Einlagengeschäft. Darin mag der Grund liegen, daß er in den historischen Darstellungen der Deutschen Bank nur beiläufig erwähnt wird.<sup>3</sup> Von der Gründung der Deutschen Überseebank einmal abgesehen, hatte Koch mit den internationalen, zum Teil politisch bedeutsamen Geschäften wenig zu tun – ganz im Gegensatz zu seinem charismatischen Vorgänger und Förderer Siemens sowie seinem Nachfolger Arthur von Gwinner.

Damals wie heute bestimmte der Geschäftssinn und nicht das Organisationstalent das Renommee eines Bankiers bei seinen Kollegen, und dementsprechend genoß Koch zumindest kein übermäßig

hohes Ansehen.<sup>4</sup> Er blieb im Hintergrund, und außer seinem großen Führungs- und Organisationstalent, seinem klaren und nüchternen Verstand sowie seiner Treue zur Deutschen Bank, die der *Berliner Börsen Courier* in Geburtstagsartikeln und im Nachruf auf ihn hervorhob, gab es wenig über ihn zu berichten.<sup>5</sup> Jedenfalls kommt er in den einschlägigen Erinnerungswerken, den Biographien und Autobiographien der prominentesten Berliner Bankiers jener Zeit nur am Rande vor. Hermann Wallich und Gwinner, mit denen Koch jahrzehntelang eng zusammengearbeitet hatte, fanden in ihren Autobiographien nur knappe Worte für ihren Kollegen. Carl Fürstenberg, ein sehr angesehener Bankier und Gesellschafter des Bankhauses Bleichröder, hielt einzig die familiäre Tragödie für erwähnenswert, um die es auch in diesem Buch geht.<sup>6</sup>

Die Familie Koch wohnte in einer Villa in der Tiergartenstraße, einer beliebten Adresse für Bankiers, nicht weit entfernt vom Brandenburger Tor. Die Wochenenden verbrachte man am Wannsee, häufiger auch im Haus Ziegenberg, einem familieneigenen Gut in Ballenstedt im Harz, das von mehreren Angestellten bewirtschaftet wurde.<sup>7</sup> Im Haushalt herrschte eine strikte Hierarchie und Aufgabenverteilung. Das durch berufliche und gesellschaftliche Verpflichtungen stark in Anspruch genommene Familienoberhaupt hielt sich aus dem Erziehungsgeschäft heraus, überhaupt bekamen die Kinder ihren Vater nur wenig zu Gesicht. Erziehung und Vermittlung bürgerlicher Werte wie Bildung, Arbeitsdisziplin und Pflichterfüllung oblagen der Frau, die gleichzeitig als Hausherrin für die Organisation des Haushalts zu sorgen hatte, Geselligkeit pflegte, repräsentative Pflichten erfüllte und nicht selten in Wohltätigkeitsorganisationen engagiert war.<sup>8</sup> Auch im Hause Koch waren die Rollen auf diese Weise verteilt, und das spiegelte sich auch in den elterlichen Reaktionen und Maßnahmen, die getroffen wurden, wenn es mit dem Fortkommen der beiden Söhne nicht so lief, wie man sich das eigentlich vorgestellt hatte.

Für Rudolf Koch war die Angelegenheit eindeutig. Die Schwierigkeiten mit den Söhnen gingen auf das Konto seiner Frau, und es war an ihr, Vorschläge zur Verbesserung der peinlichen Situation zu machen. Rosalie Koch wiederum stand den Problemen mit einer Mi-

schung aus Hilflosigkeit, Sorge und Empörung gegenüber. Bei der Suche nach den Ursachen für das schulische Versagen überzog sie ihre Söhne mit Vorwürfen und drohte nicht selten mit Liebesentzug, sollten sie sich nicht rasch bessern. Genau das war auch ihre Reaktion, als sie einsehen mußte, daß der Verbleib ihres Lieblingssohnes Heinz in Haubinda unmöglich war.

Das Landerziehungsheim Haubinda in Thüringen gehörte zu den reformpädagogischen Unternehmungen der ersten Stunde und war das Werk von Hermann Lietz. 1898 hatte er das erste deutsche Internat dieser Art in Ilsenburg im Harz gegründet, das Heinz Koch seit 1900 besuchte. Ein Jahr später dann erfolgte der Umzug von Schülern und Lehrern in das neugegründete Haubinda. Die Internate wurden bewußt fernab der größeren Städte gegründet, um die Jungen von den vermeintlich dekadenten urbanen Verführungen fernzuhalten und ihnen im Geiste Rousseaus die Vorteile eines einfachen Lebens zu vermitteln. Lietz' Reformpädagogik »vom Kinde aus« versuchte die Schüler durch eine Mischung aus geistiger, künstlerischer und körperlicher Arbeit, vor allem in der Landwirtschaft, zu motivieren und richtete sich gegen den einseitigen Lerndrill des deutschen Gymnasiums, bei dem die Disziplinierung von Verstand und Gedächtnis ganz im Vordergrund stand. Dabei waren die Akzentuierung emotionaler und kreativer Fähigkeiten sowie die Betonung des Körpers und der Verbundenheit mit der Natur durchaus nicht frei von nationalen Ambitionen. Für Lietz ging es um die Erziehung »deutscher Jünglinge, die an Leib und Seele gesund und stark [. . .], die klar und scharf denken, warm empfinden, mutig und stark wollen«. <sup>9</sup> Immerhin setzte die Reformpädagogik darauf, Neugierde und Engagement bei den Schülern zu wecken, und nahm von Strenge und körperlicher Züchtigung Abstand. Statt dessen wurde die enge emotionale Bindung zwischen Lehrer und Schüler hervorgehoben, die sich auf den pädagogischen Eros Platons berief und so etwas wie die Atmosphäre der Platonischen Akademie im antiken Athen heraufbeschwören wollte. <sup>10</sup>

Wie sich reformerische Absichten und alltägliche Schulpraxis zueinander verhielten, läßt sich zumindest ansatzweise am Beispiel Heinz Kochs erahnen. Es galt nämlich als ausgemacht, daß ohne Begeisterungsfähigkeit und eigenes Engagement niemand in Haubinda be-

stehen konnte. Deswegen gab es strenge Selektionskriterien. Theodor Lessing, zwischen 1902 und 1904 Lehrer in Haubinda, bevor er sich wegen Lietz' antisemitischer Haltung verbittert abwendete, schrieb stolz und unverblümt über die damaligen Praktiken: »Alles intellektuell oder sittlich Minderwertige, das sich den relativ sehr hohen Aufgaben und Leistungen des Landerziehungsheims nicht anpassen kann, wird unnachsichtig und völlig gleichgültig gegen materielle Gesichtspunkte aus der Anstalt entfernt.«<sup>11</sup> Will sagen: wenn sich die Zöglinge nicht in die Arbeits- und Lebensgemeinschaft einpaßten, mußten sie wieder gehen, gleichgültig ob sie aus armen oder reichen Familien stammten. Genau das passierte auch Heinz Koch. Lietz hielt ihn zwar für freundlich und gutmütig, traute ihm in intellektueller Hinsicht jedoch nur wenig zu und charakterisierte ihn obendrein als bequemen und verwöhnten Jungen. Seine schulischen Leistungen waren offensichtlich mangelhaft, doch es ist durchaus möglich, daß das nicht der einzige Grund war, warum Heinz Koch Haubinda im April 1902 wieder verlassen mußte. Vielleicht hatte Lietz angesichts der müßiggängerischen Bequemlichkeit des Jungen grundsätzliche Zweifel, ob er sich zu einem bescheidenen und gleichzeitig »stark wollenden« jungen Mann entwickeln würde.

Wir wissen nicht, ob Rosalie Koch von der Reformpädagogik besonders angetan war oder ob sie sich lediglich erhofft hatte, ihr wenig motivierter Sohn könnte, wenn schon nicht in der herkömmlichen Schule, so doch im Internat das Abitur erreichen. Es war jedenfalls nicht das erste Mal, daß Heinz Koch seinen Schulbesuch vorzeitig beenden mußte. Die Mutter reagierte auf diese neuerliche Enttäuschung heftig, strich ihm die geplanten Osterferien mit der Familie auf Gut Ziegenberg und baute eine Drohkulisse auf, die dem Sohn keine allzu rosigen Aussichten bescherte: »Deine beiden schlimmsten Laster sind Faulheit u Leichtsin, wenn Du diesen beiden Eigenschaften nicht sehr ernst u immer wieder zu Leibe gehst, so werden sie Dich nach u nach ganz u gar beherrschen u Dein Hang zu Genuß u Wohlleben Dich noch vollends ruinieren.« Ihre Ankündigung, »daß von jetzt ab nur noch Strenge Dich retten kann«, verband sie mit einem Appell an das Gewissen ihres Sohnes: »Sehr hoffe ich bei Anwendung der Strenge auf Dein gutes Herz, denn Du weißt ja wie ich unter Stra-

fen die über Dich verhängt werden, leide u darum hoffe ich, Du wirst Deine Energie wach rütteln u mir zu Liebe versuchen Deine Pflicht zu thun.«<sup>12</sup>

Diese Pflicht zu erfüllen versuchte zumindest Joachim, der jüngste Sohn, der den Eltern ebenfalls erhebliche Sorgen bereitete. Er galt nicht nur als faul und unaufmerksam, sondern, im Gegensatz zu seinem freundlichen und nach außen gewandten Bruder, als verträumt und widerspenstig. Zudem hatte er bereits eine Ohrenoperation über sich ergehen lassen müssen, die zum einseitigen Verlust der Hörfähigkeit geführt hatte und der ständigen hygienischen Nachsorge bedurfte. Sein Osterzeugnis immerhin war, wie die Mutter ihren älteren Sohn ermahnen wissen ließ, erfreulich ausgefallen. Joachims Einsicht in die Notwendigkeit des Lernens war angeblich bedingt durch die »unnachsichtige Strenge« des Nachhilfelehrers Johannes Benser, eines Jurastudenten, der bisweilen auch zum Mittel der körperlichen Züchtigung griff. Nachdem die liberaleren reformpädagogischen Bemühungen bei Heinz nicht gefruchtet hatten, schien der Weg zurück zur Strenge die einzige Lösung zu sein.

Rosalie Koch ließ ihren Sohn, den sie mit »Mein liebes Heinzchen« anredete, an ihren doppelten Leiden – unter seinen Lastern und unter den Strafen, die sie sich gezwungen sah über ihn zu verhängen – lebhaft teilnehmen und versuchte, ihm auf diese Weise eindringlich ins Gewissen zu reden. Doch sie blieb nicht konsequent bei dieser Linie. Vielleicht ohne es zu bemerken, führte sie ihrem Sohn dann doch wieder die angenehmen und luxuriösen Seiten des Lebens vor Augen und berichtete davon, daß auf dem idyllischen Ziegenberg, wo sie sich aufhielt, eine »lustige Treibjagd« auf zwei Wildschweine stattfand, die den Garten verwüstet hatten, und daß sie in Kürze mit Stieftochter (die ja ihre Nichte war) und Tochter sowie deren Ehemann für einige Wochen nach Italien in die Ferien verreisen wolle.<sup>13</sup> Heinz Koch hat die über ihn verhängten Sanktionen offenbar postwendend mit einer Wehklage beantwortet, die die Mutter sogleich zum Einlenken brachte. Er durfte zwar nicht auf das Familiengut im Harz kommen, aber sie kündigte ihm an, ihn für zwei Tage in Haubinda zu besuchen und dort auch mit Direktor Lietz über seine weitere Zukunft zu reden.<sup>14</sup> Es nützte allerdings nichts. Heinz mußte Hau-

binda verlassen, und auch Joachims Leistungskurve zeigte im Juni wieder nach unten.

Als die Kochs ein Inserat in der protestantischen *Kreuzzeitung* aufgaben, um einen neuen Hauslehrer zu suchen, stand Rosalie Koch unter erheblichem Druck. Die bisherigen Bemühungen um die Erziehung ihrer Kinder waren vergebens gewesen, und allmählich wurde die Zeit knapp. Heinz befand sich bereits in der Pubertät, Joachim war nicht mehr weit davon entfernt. In dieser Situation hofften die Eltern auf einen engagierten und strengen Lehrer, der sich seiner Tätigkeit mit Hingabe widmete. Eine solche Person auch nur für einige Monate zu finden war nicht leicht, denn Studenten, die für eine solche Aufgabe in Frage kamen, hatten andere Dinge zu tun. Eine Enttäuschung hatten die Kochs bereits mit dem erwähnten Nachhilfelehrer Benser erlebt, der zwar anfängliche Lernerfolge bei seinem Zögling erreicht hatte, dann aber bei der Mutter in Ungnade fiel, weil er sich nach ihrer Auffassung nicht hinreichend um Joachim kümmerte. Es war also kein kleines Risiko, sich wiederum auf einen Studenten einzulassen.

Andreas Dippold trat seine Stelle am 1. Juli 1902 an. Zu diesem Zeitpunkt hatte er vier Semester Jura absolviert, zwei davon an der heutigen Humboldt- und damaligen Friedrich-Wilhelms-Universität in Berlin und davor zwei Semester in Würzburg. Was seine Herkunft und biographische Entwicklung anlangt, so stammt er, verglichen mit den Kochs, aus einer anderen Welt. 1879 als eines von neun Kindern eines katholischen Bauern im fränkischen Drosendorf bei Bamberg geboren, war ihm die Perspektive für eine akademische Laufbahn nicht in die Wiege gelegt worden. Die Schule sollte zunächst lediglich dazu dienen, ihn mit gerade so vielen Kenntnissen zu versorgen, wie es für die Arbeit auf dem väterlichen Hof nötig war. Immerhin besuchte er ab 1891 das Gymnasium in Bamberg. Als klar wurde, daß ihm die Welt der Bücher mehr bedeutete als der Acker, wurde er auf eine theologische Laufbahn vorbereitet und kam 1896 in das Bamberger bischöfliche Knabenseminar, aus dem er jedoch alsbald wieder abschied, um vier Jahre später auf dem Gymnasium in Münnerstadt sein Abitur abzulegen. Seine Lehrer bescheinigten ihm Fleiß, Ehrgeiz und eine gute Auffassungsgabe, so daß einem Studium nichts im Wege



stand. Dippold schrieb sich für das Studium der Rechtswissenschaften an der Universität Würzburg ein, vielleicht um noch in der Nähe der Familie zu bleiben, aus deren Welt er sich im wahrsten Sinne des Wortes herausgearbeitet hatte. Sein Studium mußte er sich zumindest teilweise durch Nachhilfeunterricht für Gymnasiasten finanzieren, und doch fand er genügend Zeit, über die rechtswissenschaftlichen Veranstaltungen hinaus auch noch Vorlesungen in Nationalökonomie, Philosophie, Religionswissenschaft und Geologie zu belegen.<sup>15</sup> Ab Herbst 1901 setzte er sein Studium in Berlin fort. Er war neugierig, nahm die Idee des Studium generale ernst, hatte Ambitionen und war unentschieden, ob er in Jura promovieren und danach publizistisch tätig werden oder lieber die Laufbahn eines Mittelschullehrers einschlagen sollte.

Der Jurastudent konnte Erfahrungen mit Nachhilfeschülern vorweisen und hatte im Bewerbungsgespräch offenbar einen überzeugenden Auftritt. Er zeigte sich an grundlegenden Fragen der Erziehung interessiert, wartete mit Kenntnissen pädagogischer Klassiker von Rousseau bis Salzmann und Herbart auf und machte insgesamt den Eindruck, das Erziehungsgeschäft ernsthaft zu verfolgen. Dennoch war Rosalie Koch vorsichtig. Sie erkundigte sich bei einem Universitätsprofessor und einem Kaufmann in Würzburg, deren Söhne Dippold unterrichtet hatte, über die erzieherischen Fähigkeiten des Studenten, und erst als die Bestätigung eintraf, daß er exzellente Arbeit geleistet habe, bot sie ihm unter 40 Bewerbern die Hauslehrerstelle an. Die ersten Julitage verbrachte man in Berlin, aber schon nach kurzer Zeit gab Dippold zu bedenken, daß die Metropole zuviel Abwechslung und Zerstreung biete, so daß alle pädagogischen Anstrengungen gleich wieder zunichte gemacht würden. Konzentrierte Arbeit mit den Jungen in abgeschiedener Ruhe sei vorzuziehen. Den Eltern kam das gelegen, denn den Rest der Sommerferien wollte die Familie ohnehin auf dem Ziegenberg im Harz verbringen. Und so brach man mitsamt dem Hauslehrer Anfang August 1902 dorthin auf. Rosalie Kochs Hoffnung, eine Person zu finden, die sich ausschließlich ihren Söhnen widmete, ging schnell in Erfüllung. Gleichzeitig konnte sie sich in den ersten Wochen persönlich ein Bild von dem neuen Hauslehrer, seinen Methoden und den Lernfortschritten ihrer Söhne machen.

Kaum in dem für ihn neuen sozialen Umfeld eingerichtet, entschied sich Dippold, sein Studium an der bedeutendsten Universität des Landes zu unterbrechen und der Stelle als Hauslehrer seine ganze Aufmerksamkeit zu widmen. Was mochte einen gerade dreiundzwanzigjährigen ambitionierten Jurastudenten dazu bewogen haben, mit zwei verwöhnten und schulisch zurückgebliebenen Jungen zumindest einige Monate auf einem einsam gelegenen Gut im Harz zu verbringen? Wieso hatte er nicht ein vordringliches Interesse daran, sein Studium rasch abzuschließen und auf einer sicheren finanziellen Grundlage seine weitere Existenz aufzubauen? Mit diesem Vorhaben war er immerhin im Oktober 1901 von Würzburg nach Berlin gewechselt. Einige Monate später allerdings mußte er einen derben Rückschlag hinnehmen. Während seiner Würzburger Studienzeit, zu Weihnachten 1900, hatte sich Dippold verlobt, und zwar mit der jungen Lehrerstochter Josepha Margarete Vorndran aus Mittelstreu, einem nordfränkischen Dorf, wo er ebenfalls Nachhilfeunterricht gab. Mit ihrem Vater Ferdinand Vorndran stand er schnell auf gutem Fuße, redete ihn brieflich mit »Herr Papa« an und bat ihn eindringlich, ihm Geld zu leihen, damit er sich ganz auf sein Studium konzentrieren könne. Noch im Februar 1902, bereits in Berlin, bedankte er sich für die Geldzuwendung, mit der er das kommende Sommersemester finanzieren konnte, doch im Mai kündigte Vorndran seinem Schwiegersohn in spe die Auflösung der Verlobung mit seiner Tochter an. Von einem Tag auf den anderen hatte Dippold seine Verlobte und seine finanzielle Grundlage verloren, und das dürfte ihn vor allem anderen dazu bewogen haben, sich überhaupt auf die Stellenanzeige der Kochs zu melden.

Der Grund für die Auflösung der Verlobung lag bereits etliche Monate zurück, und er sagt einiges über die moralischen Prinzipien und die sozialen Netzwerke in einer streng katholischen Gegend wie dem damaligen Würzburg. Nachdem Dippold sich an der dortigen Universität eingeschrieben hatte, tat er das, was andere Studenten jener Zeit auch taten: Er trat der schlagenden Burschenschaft *Adelphia* bei, verbrachte Zeit in Studentenkneipen und fand auch den Weg in das Etablissement *Zum Maltesischen Ritter*, wo Prostituierte die sexuell hungrigen Studenten erwarteten. Dort ließ Dippold sich

wenn sie über den Sadismus und seine Erscheinungsformen geschwiegen hätte.

Gegen die selbstverständliche Inkorporation des Dippoldismus in die perverse Sexualität durch die führenden Sexualwissenschaftler der damaligen Zeit wurde nur von einer einzigen Autorität Einspruch erhoben, nämlich von Albert Moll, der mit Hirschfeld und Bloch in kaum einer Frage einig ging.<sup>123</sup> Moll zielte genau auf den problematischen Punkt, den die anderen Autoren einfach ausgeblendet hatten: »Es ist meines Wissens durch die Verhandlung niemals festgestellt worden, und auch durch das sonstige Material nicht, dass hier sexuelle Motive für die Misshandlungen vorlagen, und nur, wo dies der Fall ist, haben wir das Recht, von Sadismus zu sprechen. Meistens lassen sich solche Fälle nur dann aufklären, wenn man das Seelenleben des Täters aufs genaueste analysiert.«<sup>124</sup> Im Hinblick auf die faktische Grundlage der sexualpathologischen Diagnostik war Moll also sogar noch kritischer als Nücke und legte damit implizit nahe, die Akten über diesen Fall zu schließen, ganz so, wie es – aus anderen Gründen – auch das Gericht, die Familie Koch und Dippold selbst gewünscht hätten. Aber das passierte nicht.

Das Momentum der Sexualwissenschaften im frühen 20. Jahrhundert, durch welches das diskursive Spielfeld der jungen Disziplin erstmalig freigegeben wurde, machte es geradezu unmöglich, Molls nüchterner Skepsis oder Hirschfelds Warnung vor einer *self-fulfilling prophecy* entsprechendes Gehör zu verschaffen. Mit dem Fall verband sich das Versprechen, eine komplizierte Angelegenheit, die in der Öffentlichkeit für einen großen Skandal gesorgt und in verschiedenen Wissensbereichen kontroverse Diskussionen ausgelöst hatte, wissenschaftlich zu domestizieren. Dazu waren keine grundlegenden neuen theoretischen Einsichten nötig. In dieser Hinsicht war die Sache relativ schnell geklärt. Es war auch nicht zwingend, über das, was während des Skandals in der Öffentlichkeit kursierte, hinauszukommen. Der Fall wurde durch die wissenschaftliche Behandlung nicht komplexer. Domestizierung hieß vielmehr, einen sadistischen Typus freizulegen, der in seinen Verhaltensweisen und Motivationen modellhaften Charakter besaß. »Schulbeispiel« nannte das Erich Wulffen, der dem Fall eine ausführliche Darstellung widmete.<sup>125</sup> Der damit ver-

bundene Preis war allerdings kein geringer, denn nun wurde die Geschichte selbst immer mehr zurechtgeschnitten, bis sie in das Kostüm des Schulbeispiels hineinpaßte.

Iwan Bloch hatte die Bekanntheit des Falls noch vorausgesetzt. Merzbach widmete der Nacherzählung ganze zwei Seiten, die sich wie ein Reader's Digest der verschiedenen Zeitungsberichte lesen. Dann kam Wulffen. Als Staatsanwalt zählte er natürlich nicht zur Sexualwissenschaft im engeren Sinne, und seine beiden kriminalistischen Schmöcker *Psychologie des Verbrechers* und *Der Sexualverbrecher* von 1908 und 1910 sind auch keineswegs Musterbeispiele methodischer und quellenkritischer Zuverlässigkeit. Dennoch gehören sie hierher, weil Autoren wie Hirschfeld, Forel, Liszt, Näcké oder Max Marcuse mit öffentlichem Lob für Wulffen nicht sparten. Ein tiefer Einblick in die »Verbrecherseele« wurde ihm attestiert, und so finden sich seine Bücher in der sexualwissenschaftlichen Literatur immer wieder als Standard- und Referenzwerke.

Wulffen erzählt eine andere Geschichte, indem er einfach den Anfang und den Anlaß der Hauslehrertätigkeit Dippolds bei der Familie Koch veränderte. Lapidar heißt es: »Der Kommerzienrat Koch hatte behufs einer Reise nach Italien im Frühjahr 1903 seine beiden 14 und 10 Jahre alten Söhne dem Dippold anvertraut. Das Engagement hatte Frau Koch bewirkt.«<sup>126</sup> Das klingt so, als ob die treusorgenden Eltern nur für ein paar Wochen eine erzieherische Aufsicht für ihre Söhne benötigten, um einen ausgedehnten Urlaub antreten zu können. Der unbedarfte Leser gewinnt den Eindruck, Dippold hätte zwei motivierte, wohlzogene Jungen übernommen und sie von Anfang an seinem sadistischen Prügelregime unterworfen. Diese frei erfundene Geschichte paßte natürlich besser zur *persona* eines verbrecherischen Sadisten als der wesentlich kompliziertere Ablauf der Geschichte. Die Nuancen, die das Gericht sehr wohl noch berücksichtigt hatte, sind beseitigt; von Zweifeln, ob es sich hier tatsächlich um einen »psychologisch hochinteressanten Fall von Sadismus« handelt, keine Spur. Wulffen referierte seitenweise die Aussagen der Zeugen und Sachverständigen, wie sie im Oktober 1903 in den Tageszeitungen gestanden hatten. Der Täter selbst hat keine Stimme mehr, statt dessen erfährt er eine kurze, abschließende Charakterisierung,

die den Sadisten zur perversen Spezies macht: Dippold »war völlig unzugänglich, selbst im Verkehr mit den Eltern und Geschwistern, die im selben Orte wohnten. Wissenschaftlich soll er hervorragend tüchtig gewesen sein.«<sup>127</sup>

Die Transformation vollzog sich also in zwei Schritten: Im ersten Schritt wird der Fall zum Modell für ein sexualpathologisches Syndrom (Erzieher-Sadismus oder Dippoldismus) und einen sadistischen Typus (Dippoldist); im zweiten Schritt kommt es zur Umkehrung, indem der Fall einem Idealbild des Typus entsprechend zurechtgebogen wird. Beide Vorgänge werden durch die mediale Aufmerksamkeit während der Skandalzeit unmittelbar nach dem Prozeß angebahnt und finden ihre Vollendung in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung, ohne daß es hier zu einem nennenswerten Bruch kommt. Der Übergang ist gleichsam nahtlos. Entsprechend findet man Dippold sowohl in Max Marcuses *Handwörterbuch der Sexualwissenschaft*<sup>128</sup> (wenn auch nicht unter einem eigenen Lemma) als auch in jener Literatur mit angeblich wissenschaftlichen Ambitionen, die sich nach visueller Aufmachung und narrativer Machart jedoch eher an den Leser im Boudoir wendet. In den sexuellen Untersuchungen zum Erziehungs-Flagellantismus von 1932 wird die Geschichte des Hauslehrers als »das Standardbeispiel« ausführlich vorgestellt, und zwar in Wulffens Version, die auch in der seriöseren Literatur von niemandem mehr in Frage gestellt wurde.<sup>129</sup> Sie findet sich in kondensierter Form bei Hirschfeld, der es besser hätte wissen können, und in einer späten Bearbeitung von Krafft-Ebings *Psychopathia sexualis*.

Krafft-Ebing war im Dezember 1902 gestorben, also bevor es einen Fall Dippold gab. In den nachfolgenden Auflagen des Werks findet sich zunächst nichts über die Affäre, was auch leicht zu erklären ist. Der erste Bearbeiter, Alfred Fuchs, veränderte das Werk nur minimal und hielt sich im Kapitel über die »Knabengeißler« wortgetreu an die letzte, noch von Krafft-Ebing besorgte Ausgabe; der nächste Herausgeber, Albert Moll, verdoppelte zwar den Umfang des Werkes, doch Dippold gehörte für ihn eben nicht zur *psychopathia sexualis*. Erst als der sexualwissenschaftlich ansonsten kaum hervorgetretene Wiener Arzt Alexander Hartwich 1937 die Rücksichtslosigkeit besaß,

die *Psychopathia sexualis* völlig neu zu bearbeiten, ohne seine Vorgänger auch nur zu erwähnen, – Moll lebte bis 1939, hatte als Jude im nationalsozialistischen Deutschland aber kaum noch Publikationsmöglichkeiten –, fand auch der Fall des Hauslehrers Eingang in das Werk. Der Bearbeiter sah ihn gar als »besonders aufschlußreich und beweisend« für sadistische Akte an, bei denen wehrlose Personen als Sexualobjekte ausgewählt werden.<sup>130</sup> Als Charakteristika für die Modellhaftigkeit des Dippoldismus führte er an: Mißhandlungen, bevorzugt nachts; falsche Beschuldigung der Masturbation (typisch für Dippoldisten, weil die Fiktion der Onanie die eigene Wollust erhöht); unzüchtige Berührungen; völlige Nacktheit beim gemeinsamen Spiel; Bedrohung mit dem Messer; Erniedrigung durch das Erpressen von falschen Selbstbekenntnissen, in denen es vor allem um Unzucht geht.

Einen ähnlichen Niederschlag fand der Fall bei Magnus Hirschfeld, der 1903 die berechtigte Sorge geäußert hatte, daß dessen große Publizität die Gefahr von Trittbrettfahrern mit sich bringe. Ein Vierteljahrhundert später mußte er in seiner monumentalen *Geschlechtskunde* im Einklang mit seinen Kollegen feststellen, daß Dippoldisten – die sexualpathologische Gruppe der Erzieher, die anderen Schmerzen zufügen, um sich selbst Lust zu bereiten – viel häufiger seien als gemeinhin angenommen. Als Beispiele dienten ihm dann mehrere Fälle aus seiner eigenen sexualwissenschaftlichen und gutachterlichen Erfahrung.<sup>131</sup> In seinem letzten Werk *Geschlechtsanomalien und Perversionen*, zuerst postum 1936 in England erschienen, kam Hirschfeld noch einmal auf Dippold zurück, und zwar mit fast den gleichen Worten wie Hartwich.<sup>132</sup> Beide hatten bei Wulffen abgeschrieben. Auch wenn man Hartwich und Hirschfeld zugute halten muß, daß sie eine umfassende Abschaffung der Prügelstrafe und schärfere Strafen bei Kindesmißhandlungen forderten, ändert das nichts an der leichtgläubigen Oberflächlichkeit, mit der sie den Fall Dippold im Kanon der Sexualpathologie bewahrt haben. Wie schon bei den anderen hier vorgestellten Autoren findet sich auch bei ihnen keine einzige Information, die nicht schon in den Tageszeitungen vom Oktober 1903 enthalten gewesen wäre. Das ist angesichts des verschlossenen Archivs zwar nicht überraschend, doch indem die Sexualwissenschaft, ebenso wie die Pädagogik, die Kriminologie und

die Psychiatrie, offensichtliche Ungereimtheiten und Widersprüche, die von einzelnen Kommentatoren auch zur Sprache gebracht wurden, nicht zur Kenntnis nahm, stellt sich die grundsätzliche Frage nach dem Umgang dieser Wissenschaften mit Phänomenen, Wissensbeständen und Quellen. Wäre es angesichts dieser Situation nicht angemessener gewesen zu schweigen?

In diesem Zusammenhang ein Wort zur eigentlichen Wissenschaft der Stunde: der Psychoanalyse. 1905 veröffentlichte Freud seine *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie*. Von Dippold ist weder hier noch in seinen späteren Schriften mit einem Wort die Rede. Es ist kaum vorstellbar, daß Freud als Leser der Wiener Tageszeitungen und aufmerksamer Beobachter des Zeitgeschehens dieser Fall entgangen sein könnte. Er hätte auch in Löwenfelds Buch *Sexualleben und Nervenleiden* darüber lesen können, zumal er an diesem Band selbst mit einem Beitrag »Über die Rolle der Sexualität in der Ätiologie der Neurosen« beteiligt war.<sup>133</sup> Auch andere Psychoanalytiker haben den Fall Dippold in ihren einschlägigen Publikationen entweder gar nicht oder nur sehr beiläufig erwähnt.<sup>134</sup> Sogar Alfred Adler, der »bei vielen Erziehern [. . .], die vom Stock nicht loskommen«, den sadistischen Auslöser im »Schrecken ihrer Kindheit« begründet sah, verzichtete auf Beispiele.<sup>135</sup> Ohne dieses Schweigen überbewerten zu wollen – gerade Freud hat sich auch zu anderen prominenten Fällen der Sexualpathologie nicht geäußert –, möchte man der Psychoanalyse zweierlei zugute halten: Erstens hat sie sich dem psychiatrischen und sexualwissenschaftlichen Diskurs über Entartung, minderwertige Psychopathien oder sexuelle Bestialität schlicht verweigert. Hätte sie sich dem Fall aus ihrer eigenen Perspektive zuwenden wollen, wären wesentlich mehr Kenntnisse über Dippold nötig gewesen, über die bekanntlich niemand verfügte. Zweitens wurde der wissenschaftliche Diskurs über den Hauslehrer offensichtlich durch diejenigen Informationen gesteuert, die in Medien lanciert worden waren. Das war mit einer psychoanalytischen Befundaufnahme nicht vereinbar. So gesehen läßt sich das Schweigen der Psychoanalyse durchaus als ein Akt wissenschaftlicher Selbstbescheidung deuten. Anders als die Sexualwissenschaft hat sie der Gefahr widerstanden, einen solch prominenten Fall zur Selbstdarstellung zu nutzen.

Alle anderen hier behandelten Wissenschaften haben nicht geschwiegen, und sie hatten dafür, wie gezeigt, ihre Gründe. Die Juristen haderten mit der Begründung eines angemessenen Strafmaßes, die Pädagogen mit der potentiellen Perversität ihrer Erziehungsmethoden, die Psychiater mit den Widrigkeiten ihrer Klassifikation, und die Sexualwissenschaftler vermaßen überhaupt erstmals das weite Feld zwischen Geschlechtstrieb und Grausamkeit. Für letztere war Dippold gewissermaßen ein *idealer Sadist*, weil mit ihm ein neues Dispositiv, der Erzieher-Sadismus, ins Zentrum des Diskurses rückte. Alles drehte sich also um das Verhältnis von Sexualität und Erziehung, von Sadismus und Prügelstrafe. Daran arbeiteten sich die Mandarine der Wissenschaft genauso ab wie die schnellen Skribenten, die für den Augenblick schrieben. Um dieses Gravitationszentrum herum gruppierten sich die anderen Fragen – kindliche Sexualität, familiäre Erziehung der Kinder, Verantwortung des Vaters und der Mutter, ärztliche Sorgfaltspflicht, biologische und soziale Ursachen des Verbrechen, Zuchthausstrafe oder Sicherheitsverwahrung. Diese Fragen standen mal mehr und mal weniger im Vordergrund und verschwanden dann wieder hinter den Kulissen. Als Multiplizierung der Diskurse im Sinne Foucaults läßt sich das kaum bezeichnen. Es ist vielmehr eine Rekombination, weil das unvorhergesehene Ereignis und der daraus amalgamierte Skandal die Richtung des Diskurses über Sexualität und Erziehung verändert haben. In diesem Licht erscheinen auch Strukturen eher als plastisch denn als träge. Gewiß prägen sie Handlungsweisen, Umgangsformen und Deutungen eines Ereignisses, aber nur bis zu einem gewissen Grad. Im Ereignis liegt ein Überschuß, der an die Wissenssysteme und Institutionen weitergeleitet wird. Das ist die Lektion, die der Fall Dippold erteilt.

Dennoch ist Vorsicht geboten bei der Untersuchung dieser Verschiebungen und Transformationen. Dem Raster von Perversion, Sadismus und Bestialität konnte Dippold nicht mehr entgehen, doch das ist nur die eine Seite. Die andere Seite ist, daß dieses Raster für das Gerichtsurteil keine Rolle spielte. Sexualpathologie und Kriminalanthropologie hatten keinen dominierenden Einfluß auf die Bayreuther Juristen. Sie haben der Komplexität des Geschehens Rechnung getragen und einen Kriminellen verurteilt. Damit war ihre Arbeit ge-